

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Anderson, Scott
Zerbrochene Länder

Wie die arabische Welt aus den Fugen geriet
Aus dem Englischen von Laura Su Bischoff

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp
978-3-518-07332-2

SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Scott Anderson

Zerbrochene Länder

Wie die arabische Welt
aus den Fugen geriet

Aus dem Englischen von Laura Su Bischoff

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2017 unter dem Titel
Fractured Lands. How the Arab World Came Apart bei
Anchor Books, einem Imprint von The Knopf Doubleday Group,
einer Abteilung von Penguin Random House, LLC.

Erste Auflage 2017

edition suhrkamp

Sonderdruck

Deutsche Erstausgabe

© Scott Anderson 2016, 2017

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2017

© der Fotografien Paolo Pellegrin/Magnum Photos

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Paolo Pellegrin/Magnum Photos/Agentur Focus

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-07332-2

Für Natasha, in unendlicher Liebe und Dankbarkeit

PROLOG

Bevor wir mit dem Auto in den Nordirak fahren, tauscht Dr. Azar Mirkhan seine westliche Kleidung gegen die traditionelle Kluft kurdischer Peschmerga: Er streift eine eng anliegende kurze Wollweste über sein Hemd, schlüpft in bauschige Pluderhosen und legt einen breiten Kummerbund an. Dann kommen die speziellen Accessoires der kurdischen Streitkräfte: ein Kampfmesser, das er ordentlich an seinem Kummerbund befestigt, eine geladene Pistole, Kaliber .45, und ein Feldstecher für Scharfschützen. Sollte es besonders heikel werden, liegt sein M4-Sturmgewehr griffbereit auf dem Rücksitz; zusätzliche Magazine hat er im Fußraum verstaut. Der Arzt zuckt mit den Schultern: »Ist eine unsichere Gegend.«

An diesem Maitag im Jahr 2015 wollen wir an den Ort fahren, mit dem Azar seinen größten Schmerz verbindet – einen Schmerz, der ihn bis heute verfolgt. Im vorigen Jahr haben Kämpfer des Islamischen Staates (IS) eine blutige Schneise durch den Nordirak geschlagen, die ihnen zahlenmäßig weit überlegenen irakischen Truppen in die Flucht geschlagen und schließlich ihre Aufmerksamkeit den Kurden zugewandt. Azar hatte genau vorhergesagt, an

welcher Stelle die Mörder des IS als Nächstes zuschlagen würden. Er hatte gewusst, dass ihnen Tausende Zivilisten hilflos ausgeliefert waren. Doch niemand hatte auf ihn und seine Warnungen gehört. In seiner Verzweiflung hatte er seinen Wagen mit Waffen beladen und war schnellstmöglich zum Ort des Geschehens gefahren. An einer bestimmten Stelle auf der Straße sah er, dass er nur wenige Stunden zu spät gekommen war. »Es war offensichtlich«, erklärt Azar, »einfach offensichtlich. Aber niemand wollte mir glauben.« An diesem Tag kehren wir dorthin zurück, wo die sagenumwobenen kurdischen Krieger des Nordirak ausmanövriert und zum Rückzug gezwungen wurden – an die Stelle, an der es Dr. Azar Mirkhan nicht gelungen war, eine kolossale Tragödie abzuwenden, und an der er noch monatelang gegen den IS kämpfen sollte.

Eigentlich ist Azar praktizierender Urologe, doch selbst ohne seine Waffen und seine Kriegerkluft strahlt der 41-Jährige die Aura eines Jägers aus. Wenn er geht, schreitet er auf merkwürdige Art und Weise voran, so dass er kaum ein Geräusch dabei macht; im Gespräch neigt er dazu, sein Kinn zu senken und unter schweren Lidern sein Gegenüber anzublicken, als würde er es mit einer Waffe anvisieren. Mit seiner markanten Nase und seinen pechschwarzen Locken erinnert er ein wenig an den jungen Johnny Cash.

Das Waffenarsenal des Arztes passt gut zu seiner persönlichen Philosophie, wie sie in einer Szene seines Lieblingsfilms, *Zwei glorreiche Halunken*, zum Ausdruck kommt: Eli Wallach wird in der Badewanne von einem Mann überrascht, der ihn töten will, doch sein potenzieller Mörder setzt zu einem triumphierenden Monolog an, statt Wallach auf der Stelle zu erschießen. So gelingt es Wallach, seinem Häscher zuvorzukommen und ihm den Garaus zu machen.

»Wer schießen will, der soll schießen und nicht quatschen«, zitiert Azar den Film. »So ist das bei uns Kurden mittlerweile. Das ist nicht die Zeit zum Reden, sondern um zu schießen.«

Dr. Azar Mirkhan ist einer von sechs Menschen, deren Leben auf diesen Seiten erzählt wird. Diese sechs stammen aus unterschiedlichen Regionen, Städten, Stämmen und Familien. Doch sie teilen mit Millionen anderer Menschen im Nahen Osten das Schicksal, in einer aus den Fugen geratenen Welt zu leben. Die Umbrüche und Unruhen, die 2003 mit dem Einmarsch der US-amerikanischen Truppen in den Irak begannen und letztlich in Aufständen und Revolutionen mündeten, die im Westen als »Arabischer Frühling« bekannt geworden sind, haben ihr Leben für immer aus den Angeln gehoben. Aufgrund der Verwüstungen des IS sowie der von Terroranschlägen und zerfallenen Staaten in der Region dauern diese Entwicklungen bis heute an.

Es war jeweils ein einzelnes Ereignis, das jeder dieser sechs Personen die Umwälzungen besonders deutlich vor Augen führte. Für Dr. Azar Mirkhan war es der Tag, an dem er auf der Straße nach Sindschar mit eigenen Augen sah, dass seine schlimmsten Albträume Wirklichkeit geworden waren. Für Laila Soueif aus Ägypten zeigte sich der Wandel, als sich ein junger Mann aus einem vorbeiziehenden Demonstrationszug löste und sie umarmte, was sie damals zu der Ansicht brachte, die Revolution werde gelingen. Für den Libyer Majdi el-Mangoush kam dieser Augenblick, als er durch ein tödliches Niemandsland streifte und sich, von plötzlicher Euphorie übermannt, das erste Mal in seinem Leben vollkommen frei fühlte. Für Khulood al-Zaidi aus dem Irak war es so weit, als ihr ein paar drohende Worte einer ehemaligen Freundin endgültig verdeutlichten, dass alles, wofür sie gearbeitet

hatte, nicht mehr existierte. Für den Syrer Majd Ibrahim kam dieser Moment, als er von Milizionären verhört wurde und er einen von ihnen dabei beobachtete, wie er sein Handy nach vermeintlichen Hinweisen auf die Identität von Majds »Verbindungsoffizier« durchsuchte, und ihm klar wurde, dass seine Hinrichtung bevorstand. Für Wakaz Hassan aus dem Irak, einen jungen Mann ohne besonderes Interesse an Politik oder Religion, kam er, als eines Tages bewaffnete IS-Kämpfer in seinem Dorf auftauchten und ihn vor die Wahl stellten.

So unterschiedlich diese Momente auch gewesen sein mögen, bedeuteten sie für jede dieser sechs Personen doch eine Art Übergang: eine Reise an einen Ort, von dem es kein Zurück mehr gab. Solche Veränderungen, die zweifellos Millionen von Menschen bekannt sind, haben auch ihre Heimatländer im Nahen Osten und damit unausweichlich die ganze Welt erfasst.

Trotz der Plötzlichkeit, mit der sich all diese Veränderungen vollzogen haben, ist nichts davon ohne Vorwarnung geschehen. Geschichte ist stets das Ergebnis scheinbar zufälliger Ereignisse und Ströme, deren Bedeutung erst im Nachhinein klar oder – häufiger noch – bestritten wird. Wer den Versuch wagt, die Hintergründe der Geschehnisse im Nahen Osten zu entschlüsseln, wird einerseits neue und andererseits jahrhundertealte Erkenntnisse aufdecken.

Während er geistesabwesend mit einer selbst gebastelten Fliegenklatsche spielt – einem aus mehreren getrockneten Rosmarinzweigen bestehenden Bündel, das mit einem Streifen Aluminiumfolie verschnürt wurde –, betrachtet der 60-jährige Mann durch die braungetönten Gläser seiner Sonnenbrille wie in Trance die schattenspendenden Palmwedel über seinem Kopf.

»Die Geschichte der Menschheit ist ständig im Fluss«, murmelt er nach einer Weile, »und das nicht immer in derselben Geschwindigkeit. Manchmal geht es bedächtig voran; manchmal bewegt sich alles sehr schnell. Der Lauf der Zeit ist überaus flexibel.« Er legt seine Fliegenklatsche auf dem billigen Terrassentisch aus Plastik ab und wendet sich zu mir. »Das vergangene Stadium war das nationalistische – das der nationalen Identität. Das hat sich nun auf einmal geändert. Jetzt befinden wir uns in der Ära der Globalisierung, und viele neue Faktoren beeinflussen heute die Aufteilung der Welt.«

Was die sich wandelnden Zeiten angeht, verfügt der Mann mit der Sonnenbrille über einige Expertise. Sein Name ist Muammar al-Gaddafi, Alleinherrscher Libyens, ein Diktator, der zu dem Zeitpunkt, als ich ihn im Oktober 2002 treffe, seit 33 Jahren an der Macht ist. In diesen 33 Jahren hat er die sich ständig verändernden geopolitischen Klippen der Region stets erfolgreich umschifft.

Diese Geschicklichkeit erklärt auch meine Anwesenheit in der Bab-al-Aziziya-Kaserne in Tripolis. Ende 2002 hat das Saddam Hussein geltende Washingtoner Säbelraseln seinen Höhepunkt erreicht; unter Präsident George W. Bushs engsten Vertrauten heißt es, der lästige Libyer sei als Nächstes dran, sobald der irakische Despot erst einmal aus dem Weg geräumt worden sei. Um das zu verhindern, hat Gaddafi kürzlich eine Reihe von Maßnahmen ergriffen, um sich aus der Schusslinie zu manövrieren, darunter eine PR-Kampagne, die eben angelaufen ist. In jenem Herbst gestattet der für sein zurückgezogenes Dasein bekannte Potentat einigen ausländischen Journalisten die ersten Interviews mit nichtlibyschen Medien seit mehr als einem Jahrzehnt.

Hinsichtlich seiner Beziehungen zur Bush-Regierung mögen Gaddafis Handlungen von einer gewissen Unruhe

zeugen, aber von dieser Nervosität ist nichts zu spüren, wenn er auf sein Ansehen beim libyschen Volk zu sprechen kommt. Nach über 30 Jahren an der Macht ist er im Alltag seiner Landsleute so allgegenwärtig geworden, dass sie in Unterhaltungen kaum noch seinen vollen Namen verwenden. Er ist schlicht und ergreifend »der Führer«. Das Ausmaß seiner Zuversicht offenbart sich, als er sich in Reaktion auf meine Frage, wie er den Leuten im Gedächtnis zu bleiben gedenkt, einen Scherz erlaubt und ebenso zynisch wie selbstkritisch erklärt: »Ich hoffe, die Menschen werden der Ansicht sein, dass ich kein Egoist war und dass ich mich und meine Bedürfnisse vernachlässigt habe, um andere zufriedenzustellen und ihnen zu helfen. Ich hoffe inständig, die Leute werden so etwas sagen.« Dann beugt er sich zu mir und sagt leise kichernd: »Und ich hoffe, dass ich wirklich so gewesen bin.«

Die Ironie an der Geschichte ist natürlich, dass die Amerikaner ihn sich nicht vorknöpfen – jedenfalls für den Augenblick. Der Führer würde weitere zehn Jahre auf seinem Thron in Tripolis verharren, nur um von einer Gefahr eingeholt zu werden, die er selbst nie hatte kommen sehen: einem Aufstand seines eigenen Volkes. Muammar al-Gaddafi sollte zu einem der bekanntesten und am brutalsten zur Schau gestellten Opfer der von der breiten Bevölkerung getragenen Revolten und Revolutionen werden, die Anfang 2011 über den Nahen Osten hereinbrachen, als er auf dem Seitenstreifen einer Autobahn von einem Lynchmob umgebracht wurde.

Das Ereignis, das den Arabischen Frühling in Gang gesetzt haben soll, hätte kaum unwahrscheinlicher sein können: die Selbstverbrennung eines armen tunesischen Obst- und Gemüsehändlers, der mit seinem Selbstmord gegen die Schikanen der Behörden protestieren wollte.

Als Mohamed Bouazizi am 4. Januar 2011 seinen Verletzungen erlag, verlangten die Demonstranten, die zunächst für Wirtschaftsreformen auf die Straßen Tunesiens gegangen waren, nach dem Rücktritt des autokratischen Präsidenten Zine el-Abidine Ben Ali, der seit immerhin 23 Jahren an der Spitze des Staates stand. In den folgenden Tagen nahmen die Proteste an Ausmaß und Heftigkeit zu und breiteten sich schließlich über die tunesischen Grenzen hinaus aus. Bis Ende Januar fanden Demonstrationen in Algerien, Ägypten, dem Oman und in Jordanien statt. Doch das war nur der Anfang. Bis November 2012 – seit Bouazizis Tod waren gerade einmal zehn Monate vergangen – waren im Nahen Osten vier langjährige Potentaten gestürzt worden; ein halbes Dutzend weiterer, plötzlich umkämpfter Regime wurde von Unruhen erschüttert oder versprach Reformen. Anti-Regierungsproteste, manche davon friedlich, andere gewalttätig, breiteten sich von Mauretanien bis Bahrain über die gesamte arabische Welt aus.

Als der Arabische Frühling begann, war ich bereits seit fast 40 Jahren mit dem Nahen Osten vertraut. Als Kind hatte ich Anfang der siebziger Jahre gemeinsam mit meinem Vater eine Reise durch die Region unternommen, die meine Faszination für den Islam sowie meine Liebe zur Wüste geweckt hatte. Außerdem wagte ich im Nahen Osten meine ersten Schritte als Journalist, als ich im Sommer 1983 kurzerhand einen Flieger ins umkämpfte Beirut nahm, weil ich hoffte, dort als freier Mitarbeiter einer Zeitung arbeiten zu können. In den folgenden Jahren war ich als Kriegsberichterstatter dabei, als israelische Truppen Razzien im Westjordanland durchführten; ich aß mit Dschandschawid-Milizionären in Darfur zu Abend und interviewte die Familien von Selbstmordattentätern. Schließlich zog ich mich fünf Jahre aus dem aktiven Zeit-

schriftenjournalismus zurück und schrieb ein Buch über die historischen Wurzeln des modernen Nahen Ostens.

Aufgrund dieser Erfahrungen hieß ich die Erschütterungen des Arabischen Frühlings zunächst willkommen – tatsächlich war ich sogar der Meinung, sie seien längst überfällig gewesen. Auf all meinen beruflichen Reisen rund um den Globus war mir kein anderer Flecken Erde begegnet, der so von Stagnation geprägt war wie die arabische Welt. Gaddafi hielt mit seinen 42 Jahren an der Macht den Rekord als langlebigster Diktator der Region, aber auch in den anderen Ländern war die Situation kaum anders: Ägypter, die 2011 jünger als 40 Jahre waren – und das galt für immerhin 75 Prozent der Bevölkerung –, hatten ihr ganzes Leben mit zwei Staatsoberhäuptern verbracht, während Syrer gleichen Alters einzig und allein die Herrschaft von Vater und Sohn Assad kannten. Neben dem angesprochenen politischen Stillstand gab es noch ein weiteres Problem: In den meisten arabischen Nationen saßen die Angehörigen kleiner Oligarchien oder Dynastien an den wirtschaftlichen Schalthebeln; wer nicht dazugehörte und sich dennoch finanzielle Sicherheit wünschte, musste sich um eine Anstellung im geradezu grotesk aufgeblähten Staatsapparat des jeweiligen Landes bemühen und damit in Behörden, die meist selbst Denkmäler des Nepotismus und der Korruption waren. Während die schiere Menge an Geld, die in ölfreiche, spärlich besiedelte Staaten wie Libyen oder Kuwait fließt, unter Umständen dafür sorgt, dass wenigstens ein kleiner Teil des wirtschaftlichen Wohlstands von oben nach unten durchsickert, ist das in bevölkerungsreicheren, aber ressourcenärmeren Ländern wie Ägypten oder Syrien nicht der Fall, wo die Not groß und die Arbeitslosigkeit hoch ist. In Anbetracht des ungebrochenen Bevölkerungswachstums in der Region führt das zu immer mehr Schwierigkeiten.

Was mir zu Beginn des Arabischen Frühlings ebenfalls

Mut machte, waren die Objekte, auf die sich der Zorn der Menschen richtete. Ich hatte schon länger das Gefühl, dass eines der bedeutendsten und lähmendsten Merkmale der arabischen Welt ihre Klagekultur war. Diese Gesellschaften schienen sich weniger über das zu definieren, was sie anstrebten, als über das, was sie ablehnten: Sie waren antizionistisch, antiwestlich und antiimperialistisch eingestellt. Seit Generationen hatten sich die lokalen Diktatoren als besonders geschickt erwiesen, wenn es darum ging, den öffentlichen Ärger von ihrer eigenen Missherrschaft weg und dafür auf äußere »Feinde« hin zu lenken. Mit Einsetzen des Arabischen Frühlings funktionierte dieses alte Schema aber plötzlich nicht mehr. Stattdessen richtete die Bevölkerung des Nahen Ostens ihre Wut zum ersten Mal direkt gegen die Regierung selbst.

Und dann ging alles ganz fürchterlich schief. Bis zum Sommer 2012 rutschten Libyen und der Jemen, zwei der »befreiten« Staaten, in Anarchie und soziopolitische Zersplitterung ab, während der Kampf gegen das Regime Baschar al-Assads in Syrien sich in einen blutigen Bürgerkrieg verwandelte. In Ägypten stürzte das Militär im folgenden Jahr die erste demokratisch gewählte Regierung des Landes, ein Putsch, der von vielen jungen Aktivisten bejubelt wurde, die noch zwei Jahre zuvor mit Forderungen nach mehr Demokratie auf die Straße gegangen waren. Der einzige wahrhaft helle Fleck auf der Karte des Arabischen Frühlings war Tunesien, wo alles seinen Anfang genommen hatte. Doch selbst dort waren Terroranschläge und rivalisierende Politiker eine ständige Gefahr für die instabile Ordnung. Inmitten all dieses Chaos erwachten die Überbleibsel von Osama bin Ladens alter Organisation, al-Qaida, wieder zum Leben. Sie fachten den Krieg im Irak erneut an und brachten so einen noch tödlicheren Ableger hervor: die Terrormiliz IS.

Wie kam es dazu? Wie konnte eine zunächst so vielversprechende Bewegung so gründlich scheitern?

Dass diese Frage so schwer zu beantworten ist, hat mit der Vielgestaltigkeit und Unübersichtlichkeit des Arabischen Frühlings zu tun sowie mit dem Fehlen irgendeines Musters, anhand dessen sich erklären ließe, warum manche Staaten von dieser Revolte völlig auf den Kopf gestellt wurden, während benachbarte Länder so gut wie verschont blieben. Manche dieser krisengebeutelten Staaten waren im regionalen Vergleich recht wohlhabend (wie Libyen); andere wiederum extrem arm (etwa der Jemen). Länder mit vergleichsweise moderaten Diktaturen (wie Tunesien) brachen ebenso zusammen wie einige der brutalsten Regime der Region (beispielsweise in Syrien). Unter den Staaten, die stabil blieben, zeigt sich genau dieselbe Varianz der politischen und ökonomischen Gegebenheiten.

Dann fiel mir ein Gespräch wieder ein, das ich in den ersten Tagen der Krise mit einem Jordanier geführt hatte. Es brachte zwar auch keine endgültige Antwort auf diese Fragen, enthielt aber zumindest einen entscheidenden Hinweis.

Ich hatte Hassan als Fahrer für eine ausgedehnte Tour durch Jordanien angeheuert, und im Laufe der fünf Tage, die wir miteinander verbrachten, freundeten wir uns an. Gesellig und gebildet, wie er war, erfüllte ihn seine Modernität mit Stolz, weshalb er jede Gelegenheit nutzte, die Ausbreitung des fundamentalistischen Islam in der Region zu verurteilen. Eine bemerkenswerte Facette seiner Persönlichkeit war seine anhaltende Bewunderung für den jordanischen König, Abdullah II. bin al-Hussein. Hassans Gesicht begann schon bei der bloßen Erwähnung von Abdullahs Namen zu leuchten. Selbst diese Haltung war allerdings von seinen modernen Ansichten geprägt.

»Er ist sehr fortschrittlich und hat viel unternommen, um sein Volk aufzuklären«, pflegte er über den König zu sagen. »Wegen ihm ist Jordanien heute der westlichste aller arabischen Staaten.«

In Anbetracht solcher Äußerungen überraschte mich Hassans Einschätzung ein wenig, als wir eines Abends die Rolle der Stämme in der Region und die hemmende Wirkung diskutierten, die gerade diese häufig für die Ausbreitung des liberalen Gedankenguts hatten, das er so sehr begrüßte. Nachdem wir übereinstimmend festgestellt hatten, dass es sich dabei um ein großes Problem handelte, nahm Hassan einen tiefen Zug an seiner Zigarette. »Was ich gleich sagen werde, macht mich nicht stolz«, erklärte er, »aber sollte ich je dazu gezwungen sein, zwischen meinem König und meiner Familie zu wählen« – mit »Familie« meinte er seinen Stamm –, »würde ich mich natürlich jederzeit für meine Familie entscheiden. Tatsächlich habe ich da gar keine Wahl. Sollte meine Familie sich – aus welchen Gründen auch immer – gegen den Staat stellen, tue ich das auch.«

Diesen Satz hätte ich im Jemen oder in ländlichen Gegenden des Sudan erwartet, nicht jedoch von einem »modernen Menschen« in einem der weltoffensten Länder des Nahen Ostens. Er erinnerte mich jedoch daran, dass in einem Großteil der arabischen Welt die alte Anziehungskraft des eigenen Stamms, des eigenen Fleisch und Blutes, unter der Oberfläche immer noch wirkte. Außerdem bot er einen guten ersten Bezugspunkt und in gewisser Weise ein Ordnungsprinzip, das den Arabischen Frühling erklärbar machte.

Während die meisten der 22 Länder in der arabischen Welt wenigstens teilweise vom Arabischen Frühling erfasst wurden, sind die sechs am stärksten betroffenen Staaten – Ägypten, der Irak, Libyen, Syrien, Tunesien und der Jemen – allesamt keine Monarchien, sondern Republiken.

Deutet dieser Sachverhalt vielleicht auf innere Gräben in den arabischen Republiken hin? Anders ausgedrückt: So korrupt und repressiv viele arabische Monarchien auch sein mögen – könnte es nicht doch sein, dass sie in ihrem Innersten von so etwas wie einem Stammesvertrag zusammengehalten werden, dank dem sie eher in der Lage waren, dem Druck des Arabischen Frühlings standzuhalten als die benachbarten Republiken?

Diese Fragen sind gerade im Hinblick auf jene drei arabischen Republiken relevant (Irak, Syrien und Libyen), deren Zerfall so weit fortgeschritten ist, dass große Zweifel bestehen, ob sie jemals wieder als funktionierende Einheiten existieren werden. Obwohl besagte Länder sich geografisch, historisch und ökonomisch sowie anhand unzähliger weiterer Faktoren stark unterscheiden, gehören doch alle drei zu der kurzen Liste arabischer Staaten, die Anfang des 20. Jahrhunderts von den westlichen Kolonialmächten künstlich erschaffen wurden. In diesen drei Ländern hatte kaum jemand je über nationalen Zusammenhalt und noch weniger über stammespezifische oder konfessionelle Unterschiede nachgedacht. Solche internen Differenzen kennzeichnen zwar selbstredend auch viele andere Republiken sowie die Monarchien in der Region; es lässt sich aber nicht von der Hand weisen, dass die beiden hier zusammenwirkenden Faktoren – das Fehlen eines inneren nationalen Zusammenhalts und einer Form des gemeinschaftlichen Regierens, welche die traditionellen Ordnungsprinzipien der Gesellschaft hätte ersetzen können – den Irak, Syrien und Libyen besonders wehrlos machten, als der Sturm der Veränderung über sie hereinbrach.

Aus dieser Perspektive betrachtet, hatte Muammar al-Gaddafi die Sachlage also genau verkehrt herum eingeschätzt, als er die Auffassung vertrat, die Ära des Nationalismus werde von einem neuen Zeitalter der Globalisierung

abgelöst. Stattdessen sorgte der Arabische Frühling in »künstlichen« Ländern wie dem seinen für eine Rückkehr zu den ältesten sozialen Ordnungsprinzipien, so dass traditionelle Loyalitäten nun nicht nur Gaddafi hinwegfegten, sondern auch jenen Nationalismus, den er zu etablieren versucht hatte. Tatsächlich stammen fünf der sechs der in diesem Buch porträtierten Personen aus solchen künstlichen Staaten, weshalb ihre individuellen Geschichten hier in den breiteren Kontext der Entstehung dieser Länder eingebettet werden.

Im Rahmen dieses Narrativs erscheint der Selbstmord Mohamed Bouazizis im Jahr 2011 dann nicht mehr so sehr als Auslöser des Arabischen Frühlings, sondern vielmehr als Höhepunkt all jener Widersprüche und Spannungen, die unter der Oberfläche der arabischen Gesellschaften so lange geschwelt hatten. Die Bewohner der arabischen Welt nennen denn auch ein anderes Ereignis acht Jahre früher als Auslöser für diesen Zerfallsprozess: den Einmarsch der Amerikaner in den Irak. Vielen kommt sogar ein einzelnes Bild in den Sinn, das für sie wie kein zweites diese Umwälzungen repräsentiert: der Moment, als am Nachmittag des 9. April 2003 die gewaltige Saddam-Husein-Statue auf dem zentralen Bagdader Firdos-Platz mithilfe eines Bergepanzers zu Fall gebracht wurde.

Während die Erinnerung an dieses Bild in der arabischen Welt heute Groll und Verbitterung hervorruft – die Symbolkraft dieser jüngsten westlichen Intervention in der Region war kaum zu übersehen –, löste die Szene damals sehr viel nuanciertere Reaktionen aus. Zum ersten Mal in ihrem Leben sahen Syrer, Libyer, Iraker und die Menschen in anderen arabischen Staaten, dass selbst eine so unverrückbare Gestalt wie Saddam Husein vom Sockel gestoßen werden konnte und dass die politische und gesellschaftliche Erstarrung, in deren Griff sich ihre

gemeinsame Heimat so lange befunden hatte, durchbrochen werden konnte. Sehr viel weniger offensichtlich war hingegen der Umstand, dass diese Autokraten beachtliche Energien darauf verwendet hatten, ihre Bevölkerungen zusammenzuhalten, weshalb nach ihrem Sturz uralte Stammeskonflikte und konfessionelle Spannungen ihre zentrifugale Kraft zu entfalten begannen. Noch sehr viel weniger augenscheinlich war schließlich, wie sehr diese Kräfte die Vereinigten Staaten gleichermaßen anziehen und abstoßen würden, was den amerikanischen Einfluss und die Reputation der USA in der Region letztlich in einem womöglich irreparablen Ausmaß beschädigt hat.

Doch zumindest ein Mann hatte diese Entwicklung relativ klar erkannt. Fast das gesamte Jahr 2002 hindurch hatte die Bush-Regierung den Einmarsch in den Irak vorbereitet, indem sie Saddam Hussein unterstellte, ein Programm zur Herstellung von Massenvernichtungswaffen zu betreiben. Außerdem brachte sie den irakischen Despoten indirekt mit den von Osama bin Laden angeordneten Anschlägen vom 11. September 2001 in Verbindung. Als ich Muammar al-Gaddafi in jenem Oktober sechs Monate vor den Ereignissen auf dem Firdos-Platz interviewte, wollte ich von ihm wissen, wer von einem Krieg im Irak gegebenenfalls profitieren würde. Der libysche Diktator hatte sonst stets in theatralischer Manier nachgedacht, bevor er mir eine Antwort gab. Dieses Mal kam sie jedoch wie aus der Pistole geschossen: »Bin Laden«, erklärte er. »Da gibt es keinen Zweifel. Der Irak könnte zum Aufmarschgebiet für al-Qaida werden, denn sobald Saddams Regierung kollabiert, bricht dort Anarchie aus. Wenn das passiert, werden alle Aktionen gegen die Amerikaner als Dschihad gelten.«

Dieses Buch besteht aus sechs Erzählungen, die, verwoben mit den größeren Strängen der Geschichte, eine Art